

Im Banne der Leidenschaft.

Novelle von Clarissa Lohde.

„Gnädige Frau, Sie werden wieder anders denken, wenn—“
„Ne, nie!“ unterbrach sie Frida heftig. „Nur die Hoffnung, daß dieses traurige Dasein bald sein Ende finden muß, macht es mir möglich, es zu ertragen.“

Mariens bleiche Wangen rötheten sich leicht, als sie erwiderte: „Gnädige Frau, ist es nicht gerade des Menschen höchste Aufgabe, im Leide des Lebens festzustehen, sich über dasselbe zu erheben?“
„Gutes Kind, was wissen Sie vom Leben? Sie hegen noch die Jugendträume, die für mich längst in Nichts zerfallen sind, die auch für Sie vergehen werden, sobald Sie der harten Wirklichkeit erst einmal in's Auge schauen. Sie werden anders sprechen, gute Marie, wenn Sie erst wissen, was es heißt, zu leiden, wie ich jetzt zu leiden verurtheilt bin.“

„D, auch ich weiß, was leiden heißt.“
„Auch Sie?“ Frida sprach es fast mechanisch nach. „Armes Kind, also auch Sie?“

Aus Mariens Augen stahlen sich einige heiße Tropfen und flossen, ihr selber unbewußt, über die bleichen Wangen hinab.

„Mein Gott, Sie weinen?“ rief Frida jetzt voll Schrecken. „Was ist geschehen, Sie liebtes Kind? Habe ich in dem Egoismus meines Schmerzes ganz übersehen können, daß Sie traurig sind? War Miß Roberts hart zu Ihnen? Sie ist eine alte hochmüthige Natur, die ein Wesen, wie Sie, nicht zu schätzen weiß!“

„Miß Roberts“, entgegnete Marie, sich zur Ruhe zwingend, „ist jedoch noch Unterthan abgesehen. Ich habe sie gestern schon um meine Entlassung gebeten und dieselbe sofort erhalten.“

Frida ergriff Mariens Hand und hielt sie fest.

„Sagen Sie mir die volle Wahrheit. Thaten Sie das für mich, weil Sie ahnten, erkannten, daß ich jetzt—gerade jetzt Ihrer Nähe nicht entbehren könnte?“
Wieder schüttelte Marie den Kopf.
„Halten Sie mich nicht für besser, als ich bin, gnädige Frau, das war es nicht.“

„Sie wollen es nicht zugestehen? Sie schmähden den Dank der Unglücklichen, die Ihnen schon so tief verschuldet ist?“

„Nicht so, nicht so, gnädige Frau!“ bat Maria. „Was ich für Sie that, hätte jede Andere gethan, die gleich mir diese Zeit in Ihrer Nähe gewollt hätte, Jede. Sie sind mir nichts schuldig, gnädige Frau, gewiß nichts. Ich aber bitte Sie, mich noch so lange bei sich zu dulden, bis ich mit Ihnen diesen Ort verlassen kann.“

Frida zog sie zu sich nieder und drückte einen Kuß auf ihre Stirn.
„Sie hochherzige Mädchen, die Sie als Günst erbiten, was mir eine Wohlthat, ein Segen ist! Ich danke Ihnen aus vollem Herzen!“

Marie wollte etwas erwidern, die allzu gute und, wie sie meinte, unbediente Meinung von sich abzuwehren, aber der Eintritt der Kammerfrau unterbrach das Gespräch.

Frida fuhr empor; bleich, mit angstvoll geöffneten Augen blickte sie die alte Dienerin an. Diese meldete zögernd, daß der gnädige Herr im Vorzimmer sei und bitten lasse, ihn zu empfangen.

Frida winkte mit der Hand ihre Zustimmung, ihre Brust athmete heftig, ihr ganzer Körper bebte in Aufregung.

„Fassung, Fassung, gnädige Frau!“ bat Marie.

„D, Sie wissen nicht, was es heißt, dem Gatten als Schuldige gegenüber treten zu müssen! Gehen Sie, gehen Sie, dieses Wiedersehen verträgt keine Augen.“
Still zog Marie sich in ihr Zimmer zurück. Gleich darauf trat Herr von Verlow ein. Er war ein hochgewachsener Mann von vornehmem Aussehen und stattlicher Erscheinung. Seine Züge trugen den Stempel der Kraft, eines starken Willens; doch leuchtete aus den Augen, die klar und fest unter einer hohen, von dichtem grauen Haar überwölkten Stirne hervorblitzten, ein milder Ernst, wie er oft das Resultat mannigfacher innerer Kämpfe, manches mit männlicher Kraft überwundenen Leides ist.

Mit raschen Schritten trat er auf Frida zu, zum Gruße ihre Hand erfassend, die diese indeßens häufig und von innerem Schreck ergriffen ihm wieder entzog. Hatte dieselbe Hand doch vor einer kurzen Spanne Zeit erst liebestüchtig in der eines anderen geruht. Herr v. Verlow schien dessen nicht zu achten. Doch er setzte sich nicht, sondern blieb am Stuhle seiner Frau stehen, als Zeichen, daß er nicht mehr als einige Minuten bei ihr zu weilen gedente.

„Ich freue mich, Dich als Beneficende begrüßen zu können“, sagte er mit einer tiefen, wohlklingenden, doch sehr bestimmten klingenden Stimme.

Sie blickte mit einem seltsam fragenden Ausdruck zu ihm auf.
„Täusche Dich nicht, ich bin keine Beneficende, will es nicht sein.“
Jetzt erlebte er dennoch. Indeßens bekämpfte er sich genugsam, um scheinbar ruhig erwidern zu können: „Ich sehe, selbst die Nähe des Todes hat in Dir keine Wandelung hervorbringen vermocht. Täusche aber auch Du Dich nicht. Die Zeiten, wo ich Dich nur als ein ei-

genjümmiges Kind mit Nachsicht behandelte, sind jetzt vorüber. Der gekränkte, in seiner Ehre verletzte Gatte sieht vor Dir, der Vater Deiner Kinder, der um dieser Kinder willen sich die bittere Pflicht auferlegt, an Deiner Seite weiter leben zu müssen, in einer Ehe ohne Hoffnung, ohne Lichtschein. Aber ich will nicht, daß meine unschuldigen Kinder den Mitternamen dereinst nur mit Scham nennen sollen. Ich will Dich halten, damit Du nicht noch tiefer finkst. Deshalb stehe ich vor Dir, um Dir zu sagen: ich bin bereit, mit dem Schicksal meiner Ehre Deine Verirrung zu bededen. Begeißelst Du mich?“

Er schwieg erregt. Frida's Haupt war auf ihre Brust gesunken.
„Sei es!“ flüsterte sie. „Wohl begreife ich Dich und weiß, welche Zukunft mir an Deiner Seite erblihen wird. Fremd war ich vorm, noch elender werde ich werden.“

„So wirst Du um der Kinder willen“, unterbrach er sie heftig, „dieses Fremd um ihrer Ehre, das keiner schwerer empfinden kann, als ich, zu verbergen suchen. Das fordere ich von Dir!“

„Ich werde Dir zu gehorchen mich begeben. Dennoch wirst Du mich nicht verhindern, nicht verhindern können, den erlösenden Tod herbeizuführen.“

„Das spricht nur Thorheit und Unverständnis aus Dir! Die Zeit aber wird kommen, wo Du einsehen wirst, daß Deine Lebensaufgabe fortan nur noch in Einem bestehen kann: in der Sühne dessen, was Du gefehlt. Doch diese Sühne besteht nicht, wo Du jetzt viel leicht meinst, allein darin, weiter zu leben und weiter zu atmen, nein, in der moralischen That, in der Kraft und dem Willen, gut zu machen. Versteh mich in diesem Sinne: nicht von der Gattin verlangen ich das—weiß ich ja, was für immer trennend zwischen uns liegt—doch von der Mutter fordere ich es, die, was sie bisher veräumt, in doppelter Pflichttreue nachzuholen hat.“

Noch leiser war Frida geworden. Sie versuchte sich aufzurichten, etwas zu erwidern. Aber das Wort erlief auf ihren Lippen. Wie gebrochen sank sie in ihrem Stuhl zusammen. Herr v. Verlow drückte heftig auf die Glor. Der herbeilebenden Kammerfrau bedeutend, der Ohnmächtigen Hilfe zu leisten, zog er sich, ohne noch einen Blick auf dieselbe zu werfen, in sein Zimmer zurück. Dort verließ den Vorhin so gemeinen Mann die mühsam bewahrte Haltung. Er schlug die Hände vor das Gesicht und stöhnte schmerzlich auf: „So weiter leben zu müssen, nachdem auch der letzte Schatten des Glückes entflohen ist, wach' ein Noos!“

An seiner Seele zogen die vergangene Jahre seiner Ehe vorüber. Hingerissen von dem blühenden Liebreiz des schönen Fräuleins v. Wallwitz, hatte er sich verleben lassen, des Unterdiebes der Jahre nicht achtend, sie zu der Seiten zu machen. Aber mit der schönen jungen Frau war weder Friede noch Glück in sein Haus gezogen. Kein Ton des Heiraths hatte ihn je für seine Liebe, seine Nachsicht behohlt; stets kühl, nur an sich selbst, an ihre Gemüthe, ihr Wohlbehagen denkend, war sie neben ihm dahingewandert, und dennoch hatte er nicht aufgehört, ihr mit Achtung, mit Aufmerksamkeit zu begegnen. War sie doch die Mutter seiner Kinder, seiner geliebten kleinen Mädchen, der einzigen Freunde seines Lebens. Da kam der Tag, der auch die sein letzten Rest des Friedens in seiner Seele zerstörte, der Tag, der ihn mit Schmach, seinen ehrenvollen Namen mit einem unausstößlichen Fleck zu brandmarken drohte, und dieser Fleck kam von ihr, von seiner Gattin, der Mutter seiner Kinder.

In einem Cafe der Residenz war es gewesen, wo ihm die in gewohnter Reportermanier ausgeschmückte Zeitungsnote über das tragische Ereigniß am Brienzerssee zu Gesicht gekommen. Anfangs war sein Auge gleichgültig darüber hingeflogen, da las er eine Stelle die sein Herz fast stültschen machte. Sie lautete: „Die Gerechtete, eine Dame der höheren Gesellschaftsklassen, soll wie man hört, wenig dankbar für das widergeschehene Leben sein, das ihr des Opfers, das der See gefordert, nicht werth erscheint. Doch das sind Geheimnisse, die zu lästern wir zu diskret sind, da die Dame Gatten und Kinder besitzt, die ihr diesen Mangel an Lebenslust übel deuten könnten.“

Weiter war er in seiner Lesart nicht gekommen, die Buchstaben verschwammen vor seinen Augen; ihm war, als richteten sich alle Blicke auf ihn, als murren alle Lippen: „Das ist er, der verathene Gatte der Verunglückten, ein Mitspieler in dem erschütternden Drama, das die Ständaldronik der Sensationsblätter vermehrt.“

Er sah sich an die Stirn. Wachte er denn, oder träumte er? War doch kein Name in dem unseligen Berichte genannt, warum denn mußte gerade sie, mußte Frida die Heldin dieser romantischen Tragödie sein?

Wankenden Schrittes eilte er heim in sein Hotel, auf sein Zimmer. Ach, seine Ahnung hatte ihn nicht betrogen. Unter den aus Verlow ihm nachgesandten Korrespondenzen lag auch das von Stratford an ihn ergangene verhängnisvolle Telegramm, das ihn schlaunigt zu seiner dem Wassertode entrissenen Gattin rief.

Eine Stunde darauf befand sich Herr v. Verlow in dem Arbeitszimmer seines Schwiegervaters, des als Pensionär in der Hauptstadt lebenden Oberst v. Wallwitz. Der alte Herr, noch immer Stutzer und Lebemann, empfing den Gatten seiner Tochter mit schlotternden Knien und vor Furcht entstellten Zügen.

„Sie wissen etwas Näheres, ich fordere Wahrheit. Wer ist dieser Baron S.“ fragte Verlow.
„Der von Gevissensbüßen erfasste Mann belannte Alles. Herr v. Verlow erfuhr nun erst, daß Frida mit Felix v. Sternow versprochen gewesen, daß sie, von ihrem Vater gedrängt, ihre Liebe geopfert habe, um ihn und ihre Brüder vor schimpflicher Kastration zu bewahren.“

Schwiegend hatte der unglückliche Mann zugehört.
„Sie haben übel gehandelt“, sagte er, als Herr v. Wallwitz seine Beichte schloß, „sehr übel.“

„Ich weiß es, doch es handelte sich um die Ehre meines Namens, um die Ehre meines Familien.“

„Das heißt, Sie opferten, um leichtsinnig gemachte Schulden zu deden, ohne Bedenken das Glück dreier Menschen! Und das nennen Sie die Ehre ihres Namens bewahren?“

Der Oberst fand keine Antwort. Ohne ein Wort weiter verließ Herr v. Verlow in tiefer Seele gedehmtestigsten und erschütterten Mann. Etwas wie Mitleid mit dem jungen, von schmödem Eigennutz geopferten Weibe stieg in der Seele des verathenen Gatten auf und der hochherzige Entschluß reifte in ihm, sie nicht von sich zu stoßen, ihr die Möglichkeit zu gewähren, sich wieder aufzurichten.

Aber er hatte die Hoffnung in sich getragen, eine Neuige, eine von ihrer Schuld Niedergebückte zu finden, doch schon die erste Begegnung hatte diese Hoffnung vernichtet. Eine Gemüthe freilich hatte er angetroffen, die das Gut des Lebens gleich unwillkommenen Gabe widerwillig hinnahm, in deren Seele aber kaum eine Ahnung von dem zu leben schien, was die Pflicht der Frau und Mutter von ihr erforderte. Was war da noch zu hoffen, zu erwarten? Mit bleierne Flügel breitete sich dumpfe Verzweiflung über sein gequaltes Herz und ließ den letzten Schimmer einer letzten Zukunft vor seinem verdunkelten Blicke in Nacht versinken.

6.

Man war übereingekommen, daß Marie die beiden Gatten nach Schloß Verlow begleiten und dort einige Wochen verweilen sollte, da Frida ihrer noch nicht entratzen zu können erklärte und mit einer wahren Seelenangst an sie als den einzigen Halt ihres Lebens sich klammerte. Marie, auch von Herrn v. Verlow mit achtungsvoller Zuversichtlichkeit dazu aufgefordert, willigte am so lieber ein, da sie Verlangen trug, ihre Tante Minna, die Erzieherin der Kinder Verlow's, die Gerechtete, zu empfangen. So dampfte denn der Kurierzug mit ihr gen Norden, zur selben Zeit, als Stratford, von Bern kommend, über den Thürner See nach Unterlaken fuhr.

Sogleich nach seiner Ankunft beehrte er sich, seine Nichte Blanche aufzusuchen. Es war Abend, und aus dem erleuchteten Garten schallte wie damals, als er Marie zuerst gesehen, rauschende Konzertmusik zu ihm herauf. Einen Moment trat er auf den Balkon hinaus und musterte die Glorhülle des, wie er glaubte, von Marie bewohnten Zimmers; aber Alles war dunkel dort und auch auf dem Balkon Niemand zu bemerken. So blieb ihm nichts übrig, so wenig er auch für das heitere, geräuschvolle Treiben unten sich gewohnt fühlte, als sich gleichfalls nach dem Garten zu begeben, wo ihm der Kellner mit dienstfertiger Eifer sogleich den Tisch besetzte, an dem Blanche in Gesellschaft einiger anderen Personen ihren Platz hatte. Eine jugendliche Frauengestalt lag mit dem Rücken ihm zugewandt. Sein Herz begann vor freudiger Erwartung höher zu klopfen. Doch wie gebannt blieb er auf seinem Platze, als er, der jetzt sich Umwendenden in's Antlitz schauend, eine völlig Fremde erblickte. Aber auch Blanche hatte ihn jetzt bemerkt, und begrüßte ihn mit unverhohlener Freude.

„Onkel Reginald, Sie? Welch' freudige Ueberraschung! Wie sehr ich Sie von uns Allen erwartet werden! Von uns Allen, ja—finden Sie doch hier alte Freunde aus New York, die ihren Aufenthalt in Unterlaken nur so lange ausgebehrt haben, um Sie noch hier begrüßen zu können!“

Stratford ergriff erfreut des alten Herren Hand, die dieser ihm entgegenstreckte.

„Mr. Blackbury!“

„Mein lieber Onkel, Sie sind so schön, wie ich mich immer gewünscht habe, Sie zu sehen.“

„Ich habe durchwegs nichts über Sie zu bestimmen, Blanche. Die freie Amerikanerin, die Sie so oft mir gegenüber betonen, wird sich doch schließlich dem Willen eines Onkels unterordnen müssen.“

Blanche sah ein wenig betroffen aus.
„Ich verstehe, man darf nicht neue Reisenplanen jemand eröffnen wollen, der eben von einer Reise kommt.“

„Und von wels' einer Reise?“ rief Stratford aufstehend. „Blanche wird Ihnen gewiß mittheilen haben, welche traurige Veranlassung mich so lange ferngehalten hat. Ich bitte deshalb um gütige Nachsicht, wenn ich mich für heute zurückziehe. Ich wollte nur bei Blanche mich melden, und freue mich herzlich, daß für die verlebten bösen Tage ihr jetzt durch die Begegnung mit Ihnen ein so angenehmer Erfolg geworden ist.“

Blanche wechselte ein wenig die Farbe, sprach aber doch mit liebenswürdigem Lächeln die Hoffnung aus, Onkel Reginald werde nicht verschmähen, wie früher mit ihr den Thee zu nehmen was er nicht ablehnte, da er in Wahrheit voll feierhafter Ungebulb noch eine Unterredung mit ihr verlangte. Wo war Marie? Was war vorgefallen? War sie krank, oder weilte sie am Ende noch am Gießbach, wo eine schlimme Wundung in dem Befinden Frau v. Verlow's sie zurückgehalten haben könnte? Als er aufstand, schob Mr. Blackbury seinen Arm unter den seinen und begleitete ihn durch den Garten.
„Darf man gratulieren, lieber Freund, zur Verlobung mit der schönen Blanche Roberts?“
„Sie scherzen, Blackbury!“
„Dadurch nicht! Meine Frage ist sehr ernst. Ich bin mit dem Hause Roberts sehr stark liiert, es handelt sich für mich um viele Tausende. Sie wurden mir in New York von Ihrem Neffen Frederik als Ordner der dortigen Finanzlage bezeichnet.“

„Jetzt horchte Stratford hoch auf.“
„Sie sprechen in Räthseln, lieber Blackbury. Ich bin, wie Sie wissen, ein Sohn von New York fort, daß ich von dem Hause Roberts, besonders aber von dessen Finanzlage, durchaus nichts weiß.“

„Ah so,“ und mit einem gutmüthigen Ausdruck ihm die Hand schüttelnd, setzte Blackbury theilnehmend hinzu: „Da bedauere ich aufrichtig, Ihrer liebenswürdigen Nichts zuvorgekommen zu sein, die natürlich das Vorrecht hatte, Ihnen zuerst die betäubende Mittheilung von dem drohenden Fallissement ihres Hauses zu machen. Doch im Vertrauen, Stratford—ich spreche hier als Ihr Freund, als der Freund Ihres verstorbenen Vaters—handeln Sie mit ganzer Vorsicht und lassen Sie sich durch das Gefühl für Ihre Braut nicht fortziehen, für das Geschäft ihrer Familie ohne Weiteres Ihr Vermögen herzugeben.“

„Sie befinden sich in Irrthum, Mr. Blackbury“, unterbrach ihn Stratford sehr ernst. „Ich bin nicht der Verlobte meiner Nichte Blanche.“

„Nicht?“ fragte Blackbury verwundert. „So haben Sie das entscheidende Wort noch nicht gesprochen?“

„Nein—und ich werde es nie thun“, rief Stratford bestimmt. „Sie können, lieber Blackbury, den New Yorker Bewunderer meiner Nichte Blanche die trostreiche Nachricht bringen, daß sie noch frei, völlig frei ist.“

„Sie scherzen, ein solches Weib, das Ihnen die Hand entgegenstreckt, und Sie greifen nicht zu? Unmöglich! Und dann, wollen Sie das Haus Roberts retten, so können Sie es nur unter der Bedingung, daß Sie dem leichtsinnigen Frederik die Bügel aus der Hand nehmen und sich selbst zum Chef desselben machen.“

„Das wäre für mich schon deshalb eine Unmöglichkeit, besser Blackbury, weil ich überhaupt nicht nach Amerika zurückkehren gedente und deutscher Grumbesitzer geworden bin. Doch das Haus Roberts hat viele Freunde, meinte ich, die gleich Ihnen bei dem Falle desselben mit engagiert sind, und daher Grund genug, bestimmt eingzugreifen. Indeßens sind Geschäftsangelegenheiten, die zu erwogen werden wollen. Schlagen Sie vor, was zu thun, und rechnen Sie mich als auf einen Verwandten, der jeder Hilfe bereit ist, wenn er auch des Glückes theilhaftig ist, der sich Blanche Verlobter zu sein.“

Er um des alten Mannes Hand, schüttelte herzlich und eilte davon.
Blackbury blickte dem Davoneilenden anerkennend nach; dann kehrte er mit langsamem Schrittem nach seinem Platze id.

Oben auf dem Korridor in der Nähe des Zimmers schloß die Thür auf.
„Sind Mr. Stratford gesund zurück?“
„Ich danke, Bestie.—Und hier, wie ist's?“

„Gut, Mr. Stratford, sehr gut, seit wieder hier und von dem bösen See.“

„Und Frau v. Verlow reiste genesen.“

„Als wir fortgingen, blieb sie noch da Miß Mary, der Gesellschaftlerin, von die gnädige Frau sich nicht trennen sollte.“

Aus dem Antlitz Stratford's wich das Blut; die Kammerjungfer bemerkte das mit heimlicher Schabenfreude.
„Ja, das war eine kurze Freude, Mr. Stratford, mit der Deutschen. Aber so sind sie Alle, sie können unsere Art nur einmal nicht vertragen, und da zog es das junge Fräulein vor, lieber mit der deutschen Dame nach Deutschland zurückkehren, als allein mit uns hier zu bleiben.“

Stratford brach mit einer verabschiedenden Handbewegung die Unterhaltung ab und trat in sein Zimmer. Einen Augenblick blieb er wie erstarrt, die Hand auf den Tisch gestützt, stehen, dann richtete er sich auf und durchmaß, den Kopf auf die Brust gesenkt, mit langsamen Schritten das Zimmer.

„Und sie konnte mir das anthun?“ tönte es schmerzlich in ihm. „Jetzt, jetzt da sie wissen mußte, wie ich ihr bedarf, mich allein lassen, fortgehen ohne ein Wort des Abschiedes, der Aufklärung?“

(Fortsetzung folgt.)

Die Tortur in Griechenland.

Der „Bester Lloyd“ läßt sich Folgendes aus Athen berichten: „Daß die Polizei den wunden Punkt in dem Organismus Griechenlands bildet, wird von Jederman zugestanden. Wo jeder Regierungswechsel auch den Wechsel sämmtlicher Organe der Exekutive bis zum letzten Agenten herab zur Folge hat, wobei man mit Vorliebe die geschicktesten Wahlmacher als Polizisten anstellt, kann die Polizei nur Werkzeug der herrschenden Gewalt und im Uebrigen ein blutiger Hohn auf ihren eigenen Beruf sein. Vergewaltigung der politischen Gegner ist selbstverständlich bei solcher Polizei; man erträgt sie, weil man auf die Stunde der Vergeltung rechnet. Aber eine förmliche mittelalterliche Inquisition, die Wiedereinführung der Folter, das Martiren von Amiswegen war selbst bei dieser Polizei nicht üblich, und dem neuen Polizeidirektor, Oberstleutnant Bairaktaris, war es vorbehalten, diese Schrecklichkeiten wieder belebt zu haben. Kurzlich wurde in Athen ein großer Juwelenraub verübt, der Aufsehen erregte. Der neue Polizeidirektor wollte um jeden Preis die Verbrecher finden und gab zunächst Befehl, alle verdächtigen Individuen einzufangen. Nachdem man aus der großen Zahl die besonders Gravrinen ausgesucht, ging man daran, aus ihnen Geständnisse zu erpressen. Schon von Anfang an berichteten die Zeitungen über die Martiren, welchen die armen Tausel unterworfen wurden, und Journalisten, welche sich zum Polizeigeängnisse Zutritt verschafft hatten, berichten schauerhafte Einzelheiten über das Geschehene und Gehörte. Als die öffentliche Meinung sich aufbäumte, veröffentlichte die Polizei ein Dementi; nun aber, da die Angeklagten ihren Händen entzogen sind, kommt die Wahrheit an den Tag. Un glaubliche Sachen, unfaßbar am Ende des 19. Jahrhunderts! Ein gewisser Keri, dem der Polizeidirektor sagte, er mühe unter allen Umständen gefesselt, da die Polizei sonst blamirt sei, wurde am Montag bis Freitag dreimal täglich mit einem Stock voll Dornen auf die nackten Füße geprügelt. Ein anderes Mal wurden ihm zwei heißgeottene Eier unter die Achseln gelegt; man machte vor ihm Del siedend und drohte, ihn damit zu begießen. Später wurde er in einen finsternen Keller eingesperrt, dort festgebunden und um seinen Hals eine schwere eiserne Kugel gehängt. Andere wurden auf ähnliche Art mißhandelt; vier von ihnen blieben eine ganze Nacht über gebunden und ganz nackt der schärfen Luft ausgesetzt. Als Nahrung wurden ihnen gefälschte Fische verabreicht, aber gleiches Getränk verweigert. Einer dieser Unglücklichen, auf den seltsamen Namen Frankantanos hörend, ist erst acht Tage nach den ausgestandenen Martiren zum Bewußtsein gekommen. Sein Kopf ist voll Wunden, die wegen mangelnder Pflege eitern; Arme und Beine sind blau und angeschwollen, die eine große Zehe wurde ihm gebrochen. Bezüglich dieses Letzteren, der eben die meisten Wunden aufweist, giebt die Polizei an, daß derselbe mehrmals mit dem Kopfe gegen die Wand gerammt sei. Wer nun gesehen hat, wie diese rothköpfigen Kerle, von denen jeder gewiß ein halbes Duzend Verbrechen auf dem Gewissen hat, bei Verhörungen vorgehen, wer da in den Zeitungen als alltägliches Ereigniß bezeichnet findet, daß Polizisten im Sireite Revolver gezogen, Mädchen entführt haben, mit notorischen Verbrechern kneipend betroffen worden sind, wird überzeugt sein, daß die unwiderlegt gebliebenen in einer Zeitung niedergelegten Aussagen der Angeklagten kaum einen Theil der Wahrheit enthüllen. Und solchen Elementen sind der Schutz und die Sicherheit von so vielen Tausend Fremden, die jährlich hierherpilgern, anheimgelassen?“

Charles T. Logan, ein nichtsnutziger Kerl in Camerton, Texas, verurtheilt wurde erst seine Frau durch einen Schuß in den Arm, und tödtete sie darauf durch einen Schuß durch die Stirn. Darauf machte er seinem eigenen Dasein ein Ende, indem er sich eine Kugel durch den Schädel jagte.

In Sunbrigt, Tenn., und Umgebung herrscht große Aufregung über die Entdeckung ausgehender Delfeder. Viele Gesellschaften aus Pennsylvania und anderen Landestheilen bohren Quellen und man hofft, eines der größten Delfelder des Landes entwickeln zu können.

Verunglückter Osterreich.

Der ungarische Postkontonkure Josef F. kam am 16. April mit dem Bester Eilzuge nach Wien, um dort seine Osterreich zu verbringen, sah aber leider schon eine Stunde später in Arreste. Es hat sich nämlich während dieser Stunde folgendes begeben. Herr F. ging mit jenem angenehmen Gefühle, das ein achtjähriger Osterurlaub mit sich bringt, durch die Straßen der österreichischen Hauptstadt, als das Auslagefenster eines Tröbderladens seine Aufmerksamkeit plötzlich lebhaft in Anspruch nahm. Im nächsten Augenblick war er schon in dem Laden und begehrte eine Uhr in dem Auslagefenster, die er genau bezeichnete. Als man ihm die Uhr zeigte, steckte er sie mit der Bemerkung: „Stehlen Sie andersmol nicht Ihr von ehyrchem Manne!“ in die Tasche! und schickte sich, als wäre seine Handlungsweise eine ganz selbstverständliche, zum Fortgehen an. Natürlich hielt man ihn zurück, allein er blie dabei, daß dies seine Uhr sei, die man ihm bei seinem letzten Aufenthalt in Wien gestohlen habe. Obwohl der Tröbder dieses Argument nicht gelten ließ, behielt Herr F. die Uhr bei sich und ging. Man brachte ihn vor den Strafrichter unter der Anklage des Diebstahls. Der Richter fragte ihn: „Wie konnten Sie sich erlauben, die Uhr so ohne Weiteres an sich zu nehmen?“ Angeklagter: „Hät, königlicher Herr Rath, war wirklich meine Uhr.“—Richter: „Selbst wenn böse der Fall war, so durften Sie die Uhr nur reklamiren, nicht aber dem Tröbder wegnehmen.“—Verzeihen, königlicher Herr Rath, mach' ich mir selbst gern Richter: Proceß dauert ajne Ewigkeit und ich dar' nur ajne Woche in Wien bleiben.“—Woran glauben Sie denn Ihre Uhr zu erkennen?“—„Verzeihen, königlicher Herr Rath, die Rajger sind alle zwey beschädigt.“—„Solcher Uhren giebt es viele. Der Zeuge behauptet, daß er die Uhr schon jahrelang hat und Ihnen soll sie im vorigen Jahre gestohlen worden sein?“—„Koffen mich Eid schwören, Herr königlicher Rath, red' ich immer die Wahrheit.“ Der Angeklagte wurde zu einer Woche Arrest verurtheilt und als Ausländer sogleich in Haft gehalten. Angeklagter: „Das werden mir nicht onthun, königlicher Herr Rath, so long dauert grad mein Urlaub, gewähren mir gültigst Etroffauffschub.“—Richter: „Das geht nicht. Sie sagen ja selbst, daß Sie in acht Tagen abreisen müssen.“—Angeklagter: „Koffen mich Stroß outreten im nächsten Jahr, wo ich bleib' für immer in Wien.“ Das ging natürlich auch nicht und es blieb dabei, daß Herr F. einen siebentägigen Osterurlaub im Arrest zubringt.

Nach zweier Liebender.

Ein junger und reicher Beg in Bosnien war als Einjährig-Freiwilliger bei einem ungarischen Infanterie-Regiment eingetreten. Er mußte wohl ziemlich gut Deutsch und Französisch, doch kein Wort Ungarisch. Sein Erstes war nun, sich einen ungarischen Sprachmeister zu halten, und damit er die für einen Ungarn unerlässliche ungarische Sprache rascher erlerne, wurde er zum 15. Infanterie-Regiment nach Debreczin versetzt. Hier erregte der reiche Beg durch sein vornehmer Auftreten Aufsehen. Er machte in den militärischen Disciplinen und auch in der ungarischen Sprache überaus schnelle Fortschritte, so daß er alsbald zum Unteroffizier avancirte. Als hübscher, reicher, junger Cavalier, ward er in kurzer Zeit der Beliebter der debrecziner Gesellschaft. Ein reizendes Mädchen verliebte sich in ihn und er auch in das Mädchen. Die natürliche Lösung der Sache wäre wohl die gewesen, wenn er den Islam verlassen und das Mädchen als Christ geheiratet hätte. Doch hievon wollte kein feinerer Onkel in Bosnien absolut nichts wissen. Der Jüngling schwor nun dem Mädchen, dieses werde seine alleinige Gattin sein. Die Eltern des Mädchens fragten beim ungarischen Kultusminister an, was wohl in der Sache zu thun sei. Der Minister antwortete, daß die zwischen einem Türken und einer Christin geschlossene Ehe in Ungarn ungültig sei; was immer auch der türkische Ehegatte selbst schriftlich verspreche, sei für ihn nicht bindend. Der Beg mochte noch so sehr betheuern, daß er als ehrlicher Mann das Mädchen, den Gegenstand seiner Liebe, heirathen werde; es nützte ihm auch nichts, als er sich bereit erklärte, eine Rantion im Betrage von 300,000 fl. zu leisten. Die Eltern willigten auch dann nicht in die Ehe. Nunmehr gedachten die Liebenden, in Wien eine Civilehe einzugehen; allein auch diese Ehe wäre in Ungarn ungültig gewesen und die Eltern des Mädchens wollten nicht, daß ihre Tochter in dem Moment, wo sie ungarischen Boden betritt, als „wilde Ehefrau“ betrachtet werde. Uad so schweben die beiden Liebenden wie der Sarg Mohamed's in die Luft. Sie liebten einander, sind für einander auch geschaffen, doch werden sie durch Geheze und Glaubensartikel von einander fern gehalten.

In Wellington, N.S., wurde W. R. Warren, früher Präsident der Bank in Muldoane, von John Timm schwer, wenn nicht tödtlich, durch einen Schuß verwundet. Die Bank fallierte vor einigen Monaten und unmittelbar vorher deponirte Timm eine bedeutende Summe in derselben, welche er verlor. Dies machte ihn so wütend, daß er drohte, Warren zu tödten.

Helen Creditotti ist zum Postmeister von Little Prairie in Walworth County ernannt worden.